

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 196.

Dienstag, 24. August

1926.

(4. Fortsetzung.)

Das Sechstagerrennen.

Roman von Curt Seibert.

(Nachdruck verboten.)

Karl hatte in diesem Augenblick ein sonderbares Gefühl in den Knochen, er wurde nervös, aber nicht im schlechten, sondern im guten Sinne. Wege war im Zwischenlauf Dritter geworden, Milch hatte im Endlauf den zweiten Platz belegt. War es nicht eine einfache Folge, daß nun Zander das zweite Rennen als Erster beendete? Und wozu war er dann mitgefahren? Er sprach mit Groth darüber.

„Dummes Zeug“, sagte er. „Sie wissen selbst nicht, was Sie wollen und können. Daß Sie als Flieger nicht Weltmeister werden können, dürfte Ihnen langsam klar sein. Roter hat Sie so sicher geschlagen, wie das bei einem Zweiermatch nur möglich ist, und Milch hat im Endlauf Roter so sicher gehalten, wie man sich's wünschen konnte. Über 25 Kilometer sind Sie besser, und wenn Zander nicht gewinnt, gewinnen Sie eben. Machen Sie sich fertig, es ist keine Zeit mehr zu verlieren.“

„Der gute Groth ist nervös geworden“, dachte Karl. Hell und klar tönte die Glocke einmal, das Zeichen zum Beginn des großen Rennens über 25 Kilometer, zu dem sich 21 Fahrer von acht verschiedenen Nationen eingefunden. Deutschland war durch Zander und Harling vertreten, von bekannten Fahrern sah man noch den Schweizer Stegle, den Holländer van Nijet, die Franzosen Dönges und Crailon sowie den Belgier Schyr, lauter erstklassige Leute, doch war hier das durchschnittliche Können nicht so hoch wie bei den Fliegern.

Das Rennen begann recht schnell und unter sofortigen anfeuernden Rufen des Publikums, das sich seine Lieblinge aus dem Gewimmel der 21 Trikot herausuchte. Und schon nach einigen Runden machten ein paar schwächere Fahrer einen Vorstoß, durch den sich die anderen aber nicht aus der Ruhe bringen ließen. Eine Überraschung war auf dieser Bahn fast unmöglich, und die dafür in Frage kommenden Größen wurden scharf bewacht. Besonders Zander hielten sie in Schach, einer hing stets an seinem Hinterrad, ein anderer legte sich neben ihn. Sie suchten ihn zu umklammern, auf Harling aber gab keiner acht. Er war als Flieger bekannt und fuhr wohl nur aus Hilfsweise in einem Rennen mit, in dem er nichts zu suchen hatte. Vielleicht sollte er Zander nur irgendwie unterstützen?

Der blieb auch anfangs immer hintendran. Das schnelle Tempo fiel ihm auf die Dauer nicht schwer, und er war froh, daß er den Anschluß nicht verpaßte. Auch eine Schnapsidee von Groth, ihn hier fahren zu lassen. Gewiß, er war auch schon mit Erfolg über die 25 Kilometer gegangen, aber doch nicht so wie Zander, gewiß, es mochte auch vorteilhaft sein, daß keiner auf ihn achtete, während sein Freund vorn sich aus dem Knäuel kaum befreien konnte oder die Spitze übernehmen mußte, was stets unnütze Kräfte kostete.

Doch, sonderbar, nach Ablauf der ersten zehn Kilometer spürte er, daß ihm das Tempo, das sich keineswegs verringert hatte, jetzt immer mehr zusagte, und daß er, ohne etwas zu tun, langsam vorrückte. Er fuhr jetzt eine Fahrt, die er durchhalten zu müssen glaubte

und durchhalten zu können fühlte, und diese Geschwindigkeit machte ihm durchaus keine Schwierigkeiten mehr, ja, er ward zusehends frischer. Dagegen bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß andere nachließen, zurückblieben, sich an sein Hinterrad hängten.

Beim 15. Kilometer hatte er schon das vordere Drittel erreicht. Dort lagen die Besten in dichter Reihenfolge. Von ihnen gab keiner dem anderen viel nach. Einmal übernahm Zander die Führung und verschärfte das Tempo ganz außerordentlich. Runde um Runde zog er an der Spitze liegend weiter, so daß die anderen merkten, der Mann ist auf diese Art nicht totzukriegen. Und sie versuchten es mit einem Vorstoß, gerade, als der Deutsche die Führung wieder abgab, gingen die Belgier und Holländer, fünf Mann, geschlossen vor. Dem ungeheuren Tempo, das bei derartigen Jagden angeschlagen wird, fielen bald die Letzten zum Opfer, von denen eine ganze Reihe überundet wurden.

Die Menschen jauchzten. Das war ein Rennen, das sich sehen lassen konnte. Stegle und Zander suchten Anschluß zu erreichen, Harling lag jetzt dicht hinter ihnen, nun schon an achter Stelle. Doch dachte er nicht daran, schon vorzugehen, hatte immer noch ein Gefühl, Zander müsse gewinnen. Zwar fühlte er sich noch stark genug, die Ausreißer allein einzuholen, aber mochten sich Zander und der Schweizer auch ein bißchen anstrengen, doch die konnten nicht mehr so recht. Und auf einmal kam ihm die Idee von Groth, ihn hier mitfahren zu lassen, gar nicht mehr so unsinnig vor. Vielleicht lagen ihm die langen Strecken doch besser?

Der aus fünf Mann bestehende Spitzengruppe war es gelungen, eine halbe Bahnlänge zwischen sich und die anderen zu legen und nun versuchten sie mit aller Macht, diesen Abstand zu halten. Der Versuch, die Runde Vorsprung voll zu machen, mißlang. 23 Kilometer waren schon gefahren, fünf Runden fehlten noch. Da trat Karl in die Pedale, legte sich neben Zander und rief:

„Geh' ran, ich stoße nachher vor!“

Zander, der vollständig ausgepumpt war und für einen Sieg nicht mehr in Frage kommen konnte, übernahm sofort die Situation. Harling hatte noch genug in den Knochen, um vielleicht etwas erreichen zu können, und die Hauptsache war, daß ein Deutscher gewann. Und Zander opferte sich, gab seine letzten Kräfte für den Freund. Mit ungeheurer Energie ging er los, schüttelte sofort den Schweizer ab, so daß sich Harling hinter ihn legen konnte. Die fünf vorne wehrten sich, aber ohne Erfolg. Näher und näher zogen die beiden, dichtauf gefolgt von dem Schweizer. In drei Runden hatten sie es geschafft. Als Zander das Hinterrad des letzten der fünf erreichte, war er derart fertig, daß er abstoppte und das Rennen aufgab. Aber er sollte nicht umsonst gekämpft haben.

Nach zwei Runden blieben zu fahren. Harling ging langsam an den fünfen vorbei und schob sich rasch und rascher vor. Vor ihm lagen van Nijet und Schyr. Dachten sie, der Deutsche wolle sie blaffen oder hatten sie nicht mehr genügend Kraft zum Widerstand, kurzum,

sie ließen ihn vorbeigehen, hängten sich hinter ihn, um, wie sie hofften, kurz vor dem Ziel entscheidend vorstößen zu können. Doch Harling dachte nicht daran, nur zu führen, siegen wollte er. Er fühlte sich noch so frisch wie zu Anfang des Rennens, ja er bedauerte, daß das Rennen schon seinem Ende zuging. Seinetwegen hätte es noch länger dauern können.

Raum lag er in Front, als er zu einem Endspurt über 500 Meter ansetzte, wie man ihn hier noch nicht gesehen hatte. In die Pedale trat er, daß die Kette zu springen drohte; wohl gelang es den anderen, dichtauf zu bleiben, Schr blieb ihm auf den Fersen und leuchtete vor Anstrengung, aber vorbei kam er nicht. Und als er in der Ziellinie einen letzten großen Spurt unternahm, lief ihm der Deutsche mit mehr als einer vollen Länge davon.

Das Publikum hatte anfangs atemlos zugehört, so schnell wickelte sich das alles ab, aber nun, da der Sieg entschieden war, krauste ein Beifall hoch, als sei die Bahn bis auf den letzten Platz ausverkauft. Zum Teil freuten sich die Leute besonders, weil kein Belgier, sondern ein anderer gewonnen hatte, wenn's schon kein Holländer sein sollte. Zander, Milch und Wege kamen angelaufen, Groth freudestrahlend hinterher. Sie umarmten ihn, drückten ihm die Hände, hoben ihn vom Rad und wieder hinauf, da er geknipst werden sollte. Dann fuhr er mit dem Belgier Schr, dem er diesmal den Kranz überließ, die Ehrenrunde.

Groth rieb sich die Hände an der Weste, als sie später in der Kabine waren.

„Na, was hab' ich gesagt? Die langen Strecken! Schade, daß die Amateure kein Sechstagerrennen fahren.“

Als Karl sich nachher massieren ließ, öffnete sich die Tür und durch den Spalt drückte sich ein langer Mensch herein mit kariertter Weste und großen roten Händen. Der stellte sich neben ihn und meinte: „Sie müßten Berufsfahrer werden.“

„Herr Beno Leath?“ fragte er unsicher.

„Beno Ließ, well. Haben das wunderbarlich gefahren. Müßtän Berufsfahrer werdän. Mit Ihräm Könnän ist money zu verdienen, viel money very nic indeed.“

6. Kapitel.

Als Eva in Amsterdam eintraf, verlor sie keine Minute Zeit, sondern nahm sich gleich am Bahnhof einen Wagen und fuhr zum Palais des Barons Stalnyt, ihres zukünftigen Brotherrn. Das Gefühl, daß sie jetzt gehorchen sollte, wie sie früher befohlen hatte, kam ihr nicht, sie wollte arbeiten und selbst verdienen. Wenn man das alles noch so schön haben konnte wie sie, sollte man froh sein. Über die familiären Verhältnisse des alten Herrn war sie nur oberflächlich unterrichtet. Reich mußte er sein, das fühlte man aus allem heraus, und das wurde bestätigt, als die Droschke hielt und sie vor einem schmiedeeisernen Gitter stand, das einen großen, schönen, etwas dunklen Park von der Straße abgrenzte, in dessen Hintergrund sie ein schloßartiges, aus hellem Sandstein errichtetes Gebäude erblickte.

Sie klingelte, ein Diener in dunkelblauer Livree erschien, öffnete wortlos, ließ sie eintreten und ging ihr dann voraus. Der weiße Ries knirschte unter ihren Füßen, während sie hinter dem stummen dienstbaren Geist einherschritt, der wie auf Zehen ging und sanft zu schleichen schien.

Menschen haben manchmal Ahnungen, die untrüglich sind. Man weiß nicht, woher sie kommen, noch wie sie entstehen, sie sind plötzlich da und überraschen uns. Als Eva das Haus mit einem raschen Blick überschaute, hatte sie das sichere Gefühl: Hier wirst du dich nicht wohlfühlen, hier wirst du nicht lange bleiben. Doch lehteres nicht so, wie man es wörtlich verstehen könnte, denn da sie mit dem Baron auf Reisen gehen sollte, konnte sie sich zeitlich ja nicht lange aufhalten. Nein, in anderer Art: sie hatte den Gedanken, den unbewußten Gedanken, mit dem alten Herrn bleibst du nicht lange zusammen oder diese Stellung sagt dir von vornherein nicht zu. So ungefähr war diese Ahnung.

Als sie die dreizehn Marmorstufen — sie hatte genau gezählt — hinaufgeschritten war, traten sie in eine große kühle Halle. Der Diener verließ sie und kam nicht

wieder, und nun stand sie allein in dem weiten Raum, der unangenehm frostig wirkte. Dieser Raum war nicht kühl, sondern kalt in seiner ganzen Aufmachung. Und schrecklich unpersönlich. Obwohl keine Tür offen stand, spürte sie dauernd einen Luftzug.

Dann erschien lautlos durch eine Portiere an der Seite ein eleganter Herr in mittleren Jahren im Gehrock mit schwarzer Binde. Im ersten Moment war sie tatsächlich erschrocken. Man hat dich belogen, dachte sie, der Mann ist keine 65 Jahre alt.

„Ich bin der Hausmeister“, sagte der Fremde, „und ich muß Ihnen eine betrübende Mitteilung machen: Mynheer van Stalnyt ist heute nacht sanft entschlafen. Ich habe Anweisung, Ihnen ein Monatsgehalt sowie die vertraglich ausgemachte Abfindungssumme auszuzahlen, da es dem Herrn Baron leider nicht möglich war, den Vertrag aufrechtzuerhalten. Haben Sie bitte die Liebenswürdigkeit, zu quittieren.“

Das alles wurde rasch, aber sehr leise gesprochen, ohne Absatz, ohne Pause, wie auswendig gelernt. Jetzt legte er ihr eine Menge Scheine auf den kalten Marmortisch, der in der Nische stand. Und plötzlich hatte sie den Wunsch, nur fort von hier, nur möglichst schnell hinaus an die frische Luft, wo man leben kann.

Rasch griff sie den silbernen Halter, den der Hausmeister ihr hinhielt, untertrieb, ergriff die Scheine, der korrekte Herr machte eine korrekte Verbeugung und zog sich zurück. Und wieder stand sie allein in der kalten Vorhalle, von einem heimlichen Luftzug umweht und starrte auf ihre Hände, die einen Haufen Scheine umkammerten.

(Fortsetzung folgt)

Des Lebens Stunden.

Wir wollen manchmal innerlich verzagen
Und können keinen neuen Weg betreten.
Und wenn wir um die Kraft des Willens beten,
Dann wird auch sie dem Herzen sich verzagen.

Das sind des Lebens bitterschwere Stunden —
Wenn Sehnsucht nicht getöstet vom Erfüllen
Und sich nur scharfe Dornen uns enthüllen,
Die überall das Innerste verwunden.

Doch wenn wir trotzdem im Vertrauen hoffen
Und an des Lebens Güte dennoch glauben,
Die nie im Wirten gänzlich wird zerrinnen;
Dann seh'n wir bald den neuen Weg uns offen, —
Wir trinken wieder Wein von guten Trauben
Und können frisch den Aufstieg dann beginnen.

Frans Gisinga.

Jeremonialbräuche der Feuerländer.

Neue wissenschaftliche Untersuchungen von Felix v. Bevel (Dresden).

Noch wenige Jahre, und dieses idyllische, unverfälschte Leben gehört für immer der Vergangenheit an. Agostini.

Aber die uralten Volksbräuche und religiösen, kultischen Jeremonien, die man in Feuerland, das sich polwärts von Südamerika zwischen Atlantischem und Stilem Ozean bis ins kalte, geheimnisvolle arktische Schweigen hineinzieht, antrifft, verdanken wir die ersten glaubwürdigen Mitteilungen Bave, Thomas Falkner, Ramon Lista, Nordenföhl und Serrano: berühmten und unerschrockenen Forschern, die es wagten, in das Land des „großen, weißen Schweigens“, das seinen irreführenden Namen seit seinem Entdecker Magelhaens, den die zahllosen Feuer der Eingeborenen in den Wäldern überraschten, trägt, vorzudringen.

Lange Zeit war es still von dem geheimnisvollen Lande, bis vor einigen Jahren der italienische Missionar und Naturforscher Alberto R. de Agostini, der zehn Jahre in Feuerland zugebracht hat, sein wundervolles Buch erscheinen ließ (deutsch von P. E. Andrae, Brockhaus, Leipzig, 1924), das in meisterhafter, oft erschütternder Sprache von diesem dunklen, geheimnisvollen Lande, wo die Erde nach der Ansicht des Mittelalters ihr Ende zu haben schien, Kunde gibt und uns die Allgewalt der Natur in jenen Zonen greifbar erleben läßt.

Ich weiß nicht, ob Agostini früher auch Afrika und die

afrikanischen Inseln (Madagaskar, die Komoren, Maskarenen, Seggellen und Aldebra-Inseln) bereist hat. Wissenschaftlich im höchsten Grade interessant sind jedenfalls die Parallelen, die sich zwischen den Bräuchen der Feuerländer und der Bewohner der ostafrikanischen und auch malaisischen Gebiete ziehen lassen. Möglich, daß hier neue Argumente zu der Annahme einer in frühester Zeit bestandenen Landverbindung, eines verfunkenen Erdteiles (Atlantis-Problem) vorliegen!

Ähnlich wie in manchen Gegenden von Afrika oder Madagaskar spielt sich nach Agostinis Schilderung Eheschließung und Hochzeit bei den Feuerländern ab: „Ist die Wahl getroffen, trachtet der Indianer durch Geschenke, wie Bogen, Pfeile, Guanato- und Fuchsfelle, sich die Eltern der Geliebten geneigt zu machen. Geben sie ihre Einwilligung, so begibt sich der junge Mann bei erster Gelegenheit zur Geliebten und bietet ihr seinen Bogen an. Erhält er ihn sofort zurück, was gewöhnlich durch ein Kind geschieht, so willigt sie nicht in die Ehe ein. Kommt sie aber selbst ans Bett des Bewerbers, um ihm eigenhändig den Bogen zurückzugeben, so erklärt sie sich damit als seine Braut. Es fehlt jedoch auch nicht an Eheschließungen gegen den herkömmlichen Brauch, was meist der Fall ist, wenn sich der Indianer in ein Mädchen eines anderen Stammes verliebt und entweder die Eltern oder das Mädchen ihre Einwilligung versagen. Dann greift der Indianer zu List oder Gewalt, bis die Geliebte ihm zu Willen ist.“

Die meiste Ähnlichkeit mit Afrika oder Madagaskar zeigen die Bräuche der Medizinmänner in Feuerland, besonders dann, wenn diese benötigt sind, für ihre Misserfolge bei den Heilungsversuchen an Kranken einen Entschuldigungsgrund zu finden. Auch auf Madagaskar wird der Kranke für das Mißlingen der Heilung verantwortlich gemacht: es heißt dann, er habe wahrscheinlich vor Aufführung der Zaubertänze nicht genug Rum und Rindfleisch (!) genossen, oder die Tanzenden seien nicht von genügend vornehmer Rang gewesen. „Der feuerländische Zauberer oder Medizinmann, Satomusch genannt — so erzählt Agostini — genießt dank seiner Schlauberei und dem Hokusfokus, den er treibt, nächst dem Familienoberhaupt das größte Ansehen im ganzen Stamm. Sein Stirnband (Kon) ist zuweilen von weißer Farbe. Da sie große Geschicklichkeit im Maschieren und Theaterspielen besitzen, werden die Medizinmänner mit Vorliebe zu solchen Aufführungen herangezogen, die Geister beschwichtigen sollen, oder mit deren Hilfe man die ersehnte Herrschaft über die Frauen erringen will. Durch wunderliche Verkleidungen unkenntlich gemacht, tauchen sie mit viel Lärm und großem szenischen Apparat plötzlich vor den Frauen auf. Bald gehen ihnen an die zwanzig nackte Männer voran, die mit zebraartigen Strichen angemalt sind, sich die Hände reichen und phantastische Tänze aufführen. Viele gelten als Wunderdoktoren, in deren Macht es steht, augenblicklich die von bösen Geistern erhaltenen Wunden zu heilen und Tote zu erwecken. Dabei stecken sie meist mit den Frauen unter einer Decke, was diesem Karnevalstreiben seinen Erfolg sichert. Die Ona-Indianer halten den ganzen Betrug natürlich streng geheim; jeder, der einen Verrat wagen würde, wäre dem Tode verfallen. Will der Kranke nicht genesen, so findet der Medizinmann stets eine Ausrede. Er behauptet einfach, es seien zu viel Fremdkörper vorhanden und der Kranke müsse sterben. Der Spruch des Kon gilt als unfehlbar. Ist er gefällt, so geht der Aberglaube der Eingeborenen nicht selten so weit, daß sie den Patienten erschöpfen, um ihm unnötige Schmerzen zu ersparen.“

Man sieht, daß die Feuerländer uns Europäern bei nahe voraus sind!

Vergleicht man hiermit Lens' Schilderungen der Tätigkeit der afrikanischen Medizinmänner von Ashoka, die grausigen Tänze der Oganga, die von Sibree beschriebenen Aufführungen der madagassischen Zauberer (Sidy) und Medizinmänner um die Hauszauber (Obg), so wird man mir recht geben, wenn ich behaupte, daß irgend ein geheimnisvoller, geographisch in vorgeschichtlicher Zeit begründeter Zusammenhang zwischen den uralten Kulturen dieser durch den Ozean getrennten Erdteile bestanden haben muß.

Noch wenige Jahre, und dieses idyllische, unverfälschte Leben der Feuerländer gehört der Vergangenheit an, ebenso, wie auch die Tage der Urbewohner Madagaskars oder der Inseln im malaisischen Archipel gezählt sind. Dann werden — die prophetischen Worte Agostinis mögen hier stehen — die unberührten Wälder in stiller Nacht bei gleißendem Mondenschein nicht mehr den uralten Legenden der Helden und Heldinnen lauschen. Der Koliot, der Fremde, der mit tobdringenden Waffen kam, wird bald sein unheiliges Werk vollenden, und das primitive Glück dieser Menschen zerstören, die einsam und niemandem zu Leibe in der absonderlichsten Gegend der Erde lebten.

Wiedererstandene Pfahlbauten im Bodensee. Der Verein für Pfahlbauten hat bei dem kleinen Ort Unteruhldingen am Bodensee, zwischen Meersburg und Ubersingen, im Wasser nahe am Ufer zwei Pfahlbautenhäuser der Steinzeit als getreue Abbilder der vorzeitlichen Wohnkultur errichtet, die im neuen Heft der Zeitschrift „Der Naturforscher“ von Paul Zohn in Wort und Bild geschildert werden. Das eine ist ein Gemeinschaftshaus, das andere ein Familienhaus. Beide ruhen auf einem Pfahlunterbau von je 130 gegabelten Hölzern und sind je 16 Meter lang. Es sind rechteckige Häuser mit einer freien Plattform, einem schmalen Vorraum und einem größeren Wohnraum. Die Außenwände bestehen aus gepalteten Baumstämmen, die Innenwände sind mit Lehm geglättet und mit farbigen Bändern bemalt. Fenster haben die Räume nicht, sondern nur Giebelluken, die dem Rauchabzug dienen und etwas Licht einlassen. Das Dach ist mit Schilf bedeckt. Im Familienhaus läßt die Küche mit Backofen und Arbeitsgeräten einen Einblick in das Reich der Frauen jener Zeit tun, wie sie das Feld bestellten, das Brot baken und die Kost besorgten. Im Wohn- und Schlafraum findet man Steinbeile, auch einen Webstuhl und eine Vorrichtung zum Knüpfen von Bastgewebe. Moosgepolsterte Schlafbänke stehen nahe dem Feuer. Das Gemeinschaftshaus ist durch eine kleine Brücke mit dem Familiengebäude verbunden. Es ist das Reich des Mannes, hat einen Raum mit Ruhelagern für Gäste und einen hallenartigen Hauptraum, in dem primitive Fischerei- und Jagdgeräte sowie Tierfelle auf die Hauptbeschäftigung des Mannes hinweisen. In der Mitte des Raumes liegt die Feuer- und Opferstelle; darüber steht man auf einem Brett das Tagesgestirn als Zeichen des Sonnenkults.

Jenseits des Universums. Ob es überhaupt mehr als ein Universum gibt, ist vielleicht mehr eine Frage der Definition als der Wirklichkeit. Immerhin behaupten die Astronomen, daß in Wirklichkeit mit mehr als einem Universum innerhalb unseres ganzen kosmischen Systems gerechnet werden muß. Man entdeckt Sonnensysteme, die, Millionen von Lichtjahren von unserem Milchstraßensystem entfernt, ein Eigendasein führen. Schon der ältere Herschel, ein Pionier auf dem Gebiet der modernen Astronomie, hat in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit seiner Erklärung über die Natur der damals neu entdeckten kosmischen Nebel Aufsehen erregt. Mit dem größten Teleskop können wir heute erkennen, daß die kleinen Lichtklumpchen, die wie Nebel im fernen Weltensystem schwimmen (stehen), tatsächlich gewaltige Systeme, ungeheure Welten in sich geschlossen darstellen, und daß sie Ähnlichkeit mit unserem Milchstraßensystem haben. Die scheinbar gasförmigen Wolken bestehen in Wirklichkeit aus Millionen und Abermillionen von Sternen, von denen die meisten noch viel gigantischer in einer höheren Glut erstrahlen als unsere Sonne. All diese neueren Forschungen liefern uns das Material zu einem Erkennen der Geschichte unserer eigenen Welt, unseres eigenen Universums, in dem die Erde nur ein kleiner Punkt, ein kleines Anhängsel der Sonne ist. Wir können aus den außerhalb unseres Universums erkennbaren Systemen lernen, wie wahrscheinlich wir selbst, d. h. unser System geworden ist. Wie in scheinbare, anfängliche Unregelmäßigkeit und Unordnung, je älter die Welt wurde, desto mehr Regelmäßigkeit einzog, bis sich diese scheinbare Verwirrung in Spiralform auflöste, daß die Masse der Sterne sich wie eine flache Scheibe ausbreitete. Da draußen im unermesslichen Weltensystem sehen wir die Vorgänge, die bei uns stattfinden oder stattgefunden haben. Dort haben wir ein Spiegelbild unseres Werdens. Man darf sich auch nicht daran klammern, daß in der Unermesslichkeit auch die Bewegung für uns fast unerkennbar sei. In Wirklichkeit sind zum Beispiel in dem großen, fernen Nebel der Andromeda 23 neue Sterne beobachtet worden, die in den letzten beiden Jahren ihren Standpunkt sehr rasch und mit auffallender Schnelligkeit und Wucht verändert haben. Sie sind in die für sie bestimmte Bahn hineingeschleudert worden.

Arbeitsleistung der Ameisen. Professor Parker von der Harvard-Universität hat bei einem Aufenthalt am Gatun-See beim Panamakanal die Arbeitsleistung der Ameisen untersucht. Es handelte sich um fünf nach der Richtung führende Wege. Auf dem meistbegangenen zählte er in der Minute 151 bis 184 Ameisen, auf den anderen 52 bis 81, 49 bis 61, 1 bis 6, 0 bis 5. Alle schleppten Stücke Blätter nach ihrem Nest. Parker wog diese und es waren 3,35 Gramm, die in jeder Minute herbeigebracht wurden. Das ergab 200 Gramm in der Stunde und mehr als 2,4 Kilogramm in 12 Stunden. Jede Ameise legte auch in den heißesten Stunden 1,2 bis 1,5 Meter in der Minute zurück.



Hausfrau sein

Die deutsche Hausfrau im Wandel der Zeiten.

Das Bild der deutschen Hausfrau hat sich zweifellos im Laufe der Jahrhunderte nicht unwesentlich verändert und die Anforderungen, die unsere heutige Zeit an unsere Hausfrauen stellt, sind von denen vergangener Jahrhunderte grundverschieden.

Wenn wir an die Zeit unserer Ahnen, der alten Germanen denken, und an die Stellung, die die Frau zu jener Zeit einnahm, so kommen uns unwillkürlich Geistes urdeutsche Verse in den Sinn:

Er sah sie sitzen an des Hüttleins Schwelle,

Wie sie, im langen blonden Haar, mit Schnelle

Die Spindel wirbelnd, in die Ferne sann. . . .

Entschieden hat die Frau jener längst vergangenen Zeit läutete kein leichtes Los gehabt. Wenn auch das Spinnen und Weben eine ihrer hauptsächlichsten Pflichten darstellte, so schaffte sie doch nebenbei unermüdlich in Haus und Hof und während der Mann zu Jagd und Kampf auszog, lag es ihr ob, mit Hilfe der Töchter und Mägde Feld und Garten zu bewirtschaften. Im übrigen war sie die treue Hüterin des heimatischen Herdes, die dem kampfes müde heimkehrenden Gatten den erfrischenden Trunk kredenzte.

Schon im Mittelalter hat sich das Bild wesentlich geändert. Wir sehen die Frau des Hauses nicht mehr selbst emsig am Spinnrad oder am Webstuhl sitzen. Sie überließ diese Tätigkeit zum größeren Teil den jüngeren Mädchen, die an langen Wintertagen, Volkswaisen singend, den Flachs für die Herrin spannen. Im großen und ganzen ist diese Beschäftigung erheblich in den Hintergrund getreten, da sich das Gewerbe der berufsmäßigen Weberei mehr und mehr herausgebildet hatte. Das frühe Mittelalter war die Zeit des Wohlstandes, des Adels, der Ritterschaft, des reichen Bürgertums. Wir sehen hier die Frau des Hauses geschmückt von der Tribüne aus an festlichen Turnieren teilnehmen oder im Bankettsaal die Honneurs der Hausfrau machen. Bald darauf jedoch folgte für unser deutsches Land eine Zeit der völligen Verarmung, nämlich die Zeit des 30jährigen Krieges, und man kann wohl sagen, daß reichlich 100 Jahre vergehen mußten, ehe sich das völlig zerstörte und ausgelagerte Land von den Verheerungen des längsten aller Kriege erholte hatte. Manche deutsche Frau wird in diesen schweren Zeiten wieder zu der halb vergessenen Spindel gegriffen haben und trotz allem sein, wenn sie durch unermüdliche Arbeit dem Gatten helfen konnte, der schweren wirtschaftlichen Verhältnisse Herr zu werden.

Heute freut wohl manche geplagte Hausfrau schwer und denkt, ein so gerütteltes Maß voll Sorgen hätten ihre Vorfahren schwerlich zu tragen gehabt. Aber die Annahme ist falsch. Die schweren Jahre der Nachkriegszeit sind stets unvermeidbar für ein Land und lehren in der Geschichte der Völker mit unbedingter Sicherheit wieder.

Vergleichen wir die Hausfrau unserer Tage mit derjenigen früherer Zeiten, so läßt sich allerdings ein recht erheblicher Unterschied feststellen. Schon das Äußere hat sich merklich verändert. Verschwunden ist das lange blonde Haar des Mittelalters, das ja noch bis in die jüngst vergangene Zeit die einzig mögliche Frauenkleidung zu sein schien. Aber auch das ganze Leben der Frau unserer Tage hat sich unwillkürlich den Erfordernissen der heutigen Zeit angepaßt. Trotzdem ist gerade in unserer wirtschaftlich schweren Zeit für die Hausfrau leicht die Möglichkeit gegeben, daß ihr sozusagen die rein materiellen Erfordernisse des Tages, die täglich wiederkehrenden Wirtschaftsjorgen über den Kopf wachsen. Aber nichts ist schlimmer als das! Mehr als je müssen unsere Hausfrauen heute darum besorgt sein, daß sie nicht durch das tägliche Einerlei der Wirtschaft geistig erschaffen.

Wie traurig, wenn der Mann, aus dem Berufe heimkehrend, seiner Gattin das neueste Tagesereignis, ganz gleich, was es sei, erzählen will und sie gleich abwehrt: „Laß mich nur damit zufrieden, mir wird schon schwach, wenn ich an die große Wäsche morgen denke!“ Unter keinen Umständen dürfen wir jedes geistige Interesse verlieren, im Gegenteil, unser Anteil an allem, was in der Welt vor sich geht und was im Geistesleben unserer Tage eine Rolle spielt, muß täglich gleich rege sein, damit wir keinesfalls den Kontakt mit den Geschehnissen des Tages verlieren.

Vor allem darf die Hausfrau, falls sie Kinder hat, nicht

vergessen, daß sie diesen unter allen Umständen geistige Führerin sein und bleiben muß. Die Kriegsjahre, in denen sich die Hausfrau und Mutter, oft allzusehr von dem Wirtschaftsjorgen in Anspruch genommen, nicht so intensiv der Erziehung und geistigen Beeinflussung ihrer Kinder widmen konnte, wie es unumgänglich notwendig ist, haben bedauerlicherweise den Beweis erbracht, daß dabei selten etwas Gutes herauskommt. Unsere heute kaum herangewachsene Jugend bietet das beste Beispiel dafür, daß die fehlende geistige Führung, vielleicht auch die allzu oberflächliche Erziehung während der Kriegsjahre, in denen die Hand des Vaters fehlte, eine Lebensauffassung gezeitigt hat, die man leider in diesen Fällen als recht bedauernswert kennzeichnen muß. Auch ist es eine bekannte Erfahrung, daß Kinder, sobald sie merken, daß die Mutter nicht mit der Zeit mitgeht, sich darüber ihr eigenes Urteil bilden, und zwar dahingehend, daß sie ihr eine völlig veraltete Anschauungsweise zur Last legen und sie schließlich in keiner Lebenslage mehr um Rat fragen.

Darum hüte sich die Hausfrau und Mutter vor dem geistigen Zurückbleiben. Sie soll Schritt halten mit ihrer Zeit, damit sie geistig jung bleibe!

3.

Pilzgerichte.

Der Pilz enthält für den Organismus wichtige Nährstoffe, ist außerdem schmackhaft und bedeutet eine angenehme Bereicherung des Küchensetts. Es lohnt sich daher schon, die Pilzzeit gut auszunutzen und ihn häufig in der Küche zu verwenden.

Vor allem vergesse man nicht, Vorräte für den Winter zu machen, entweder indem man Pilze einweckt oder indem man sie trocknet. In dieser Form kann man sie dann als Beigabe zu Saucen oder zu Suppen verwenden, was sehr ihren Wohlgeschmack erhöht. Das Trocknen soll am besten an der Luft unter der Einwirkung des Sonnenlichts vorgenommen werden. Selbstverständlich darf man nicht versäumen, sie sorgfältig zu putzen. Dann werden sie in kleine Stücke geschnitten. Man muß dabei sehr darauf achten, daß man alle madigen Pilze ausschleibt; denn ein einziger madiger Pilz kann alle übrigen mit anstecken. Die fertig getrockneten Pilze hebt man am besten in Bunzlauer Töpfen auf. Sehr schmackhaft sind auch die in Essig eingelegten Pilze, die besonders beliebt als Beigabe zu kaltem Aufschnitt sind. Die Pilze werden gepulvt, gewaschen und gedünstet, dies muß zugedeckt und langsam erfolgen. Pfeffer und Porreeblätter werden dazugegeben. Zuerst geben die Pilze reichlich Saft von sich, der dann aber allmählich einkocht. Ist schon zu wenig Saft vorhanden, dann muß man ein Glas Essig von recht guter Qualität zugießen und läßt noch einigemal aufkochen, bis der Saft wieder ziemlich dicklich geworden ist. Dann läßt man die Pilze abkühlen und füllt sie in Gläser, die luftdicht zugedungen werden.

Eine sehr gut schmeckende Pilzsuppe wird auf folgende Weise bereitet. Die Pilze werden gesäubert, in kleine Stücke geschnitten und mit Zwiebeln gekocht. Wenn sie schon fest weich sind, kommen geschälte und in Scheiben geschnittene Kartoffeln hinein. Zuletzt wird Speck ausgelassen, Mehl angebräunt und diese Schwiße in die Suppe getan und noch einmal aufgekocht.

Pilzgemüse. Besonders beliebt ist die Zubereitung von Pilzen als Gemüse. Die Pilze werden, nachdem sie gesäubert sind, in Scheiben geschnitten, zusammen mit einer Zwiebel zugedeckt gedünstet, und zwar im eigenen Saft, ohne daß man Wasser hinzutut. Zuletzt gibt man etwas Butter daran. Man kann sie, ehe man sie zu Tisch gibt, mit gehackter Petersilie bestreuen. Mit Fleischlöffchen, die mit dem Gemüse gar gekocht werden, ist dieses Gericht besonders delikats.

25 deutsche Hochschullehrerinnen. Zurzeit lehren an deutschen Hochschulen 25 Frauen, die auf dem normalen Wege, d. h. über die Habilitation, in den Besitz der venia legendi gelangt sind, davon je 2 an technischen, landwirtschaftlichen und Handelshochschulen, die übrigen an Universitäten. Die fachliche Verteilung ist folgende: Medizin, Mathematik und Naturwissenschaften 14, Geschichte und philologische Fächer 8, Wirtschaftswissenschaften 3. Die Mehrzahl dieser Dozentinnen hat sich zwischen 1919 und 1923 habilitiert.